

Zeitschrift: Volksschulblatt
Herausgeber: J.J. Vogt
Band: 6 (1859)
Heft: 9

Artikel: Schiller und die Jugend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-286195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abonnements-Preis:
Halbjährlich ohne Feuilleton:
Fr. 2. 20;
mit Feuilleton: Fr. 3. 70.
Franko d. d. Schweiz.

Nro. 9.

Schweizerisches

Einrück-Gebühr:
Die Petitzeile oder deren Raum
15 Rappen.
Bei Wiederholungen Rabatt.
Sendungen franko.

Volks-Schulblatt.

25. Febr.

Sechster Jahrgang.

1859.

Inhalt: Schiller und die Jugend (Fortf.). — Wünsche eines Schulfreundes. (Schluß.) — Palä-
stina (Schluß). — Schul-Chronik: Bern, Aargau, Solothurn, Baselland, St. Gallen, Schaffhausen,
Glarus, Graubünden. — Verschiedenes. — Anzeigen. — Feuilleton: Ein Stück Arbeiterleben. —
Miscelle.

Schiller und die Jugend.

(Fortsetzung.)

Daß wir Göthe nicht der Jugend hingeben können, daß nur einiges Wenige von seinem Besten sich für einen Knaben oder ein Mädchen im oben bezeichneten Alter eignet — wie namentlich Hermann und Dorothea —, das können und müssen wir bedauern, aber wir dürfen es nicht leugnen. Was uns abhält, ist keineswegs der Mangel des spezifisch Christlichen; die Stelle im Faust z. B., wo über Gottes Wesen philosophirt wird („Wer kann ihn nennen 2c.“) und über welche schließlich Gretchen urtheilt: „du hast kein Christenthum“ wird noch keinen jungen Menschen, der vorher gehörig gelernt hat, was Christenthum ist, um dieses gebracht haben. Es ist vielmehr die nirgends genügend (d. h. für den jugendlichen Leser genügend) verhüllte Sinnlichkeit. Mit einem Wort: als Schriftsteller für die Jugend ist uns Göthe nicht keusch genug. Selbst im Götz von Berlichingen kommen Leichtfertigkeiten vor, die zwar, als zur Zeit- und Charakterschilderung gehörig, ästhetisch unangefochten bleiben mögen, aber für die unverdorbene, oder noch mehr für die eben zum allmäligen Bewußtsein über geschlechtliche Dinge gelangende Jugend gefährlich sind. Ähnliches findet sich, wenn auch in niederem Grade, selbst im Egmont, welcher letzterer, der Geschichte nach ein wackerer Familienvater, sich durch das ihm von Göthe angedichtete Verhältniß zu Elärchen schwerlich geehrt fühlen würde. Dem gegenüber nun gehört es in unsern Augen zu Schiller's hohem Ruhme, daß seine Poesie, wie sein Leben war, eine keusche ist. An Verbeuten fehlt es zwar in seinen frühesten Stücken nicht; aber

sie treten, wie bei Shakspeare Aehnliches, so grell als Verbrechen im Munde von Bösewichtern hervor, daß kein ägendes Gift mehr darin liegt, sondern sie eher abschreckend wirken; es ist, wie wenn ein sittsames Kind einen rohen Fuhrknecht fluchen und lästern hört, was nur Abscheu, nicht aber Lust zur Nachahmung erweckt. In den späteren dramatischen Werken von Schiller aber, wie in den Balladen, ist durchaus nichts mehr der Art enthalten; ja, was weiter von großer pädagogischer Bedeutung ist, selbst die darin vorkommenden Liebesverhältnisse sind so unverfänglich, daß nur, wer aus ästhetischen Gründen alle und jede Geschlechtsliebe als etwas eigentlich Unerlaubtes ansieht und den freiwilligen Eölibat als höchsten Grad sittlicher Vollkommenheit, oder eine kühle Verstandesehe als die wahre Ehe zu betrachten sich entschlossen hat, daran Anstoß nehmen kann: darüber hat nicht mehr die Pädagogik, sondern die Moral zu sprechen. Pädagogisch könnte nur gesagt werden, das Kind soll davon gar nichts wissen noch hören, also auch nichts lesen, was ihm darüber die Augen öffne, daß es zwischen den Geschlechtern noch einen andern Verkehr gebe, als etwa ein Kinderspiel; sie sollen gar nicht erfahren, was Liebe im erotischen Sinne sei. Allein diese Forderung ist geradezu unmöglich zu erfüllen, weil das Leben selbst keineswegs so rücksichtsvoll ist. Dem gesunden Sinne des Kindes wird aber Alles dergleichen mehr lächerlich als vernünftig vorkommen, und das ist gut; darum ist's allerdings gefährlich, ihm diese Verhältnisse im Glanze allerhöchsten Erdenglücks, als Ziel äußersten Strebens und heißester Wünsche in poetischen Bildern vorzuführen, wie dieß in Romanen geschieht. Aber gerade in diesem Lichte erscheint das Erotische bei Schiller nicht, und auch wo es berührt, ja gepriesen wird (wie im Lied von der Glocke), geschieht es in solch einfacher Weise, daß daran sicherlich noch kein unerlaubtes Verlangen sich entzündet hat; wie oft dagegen ein solches bei Individuen sich entzündet, vor deren Ohren nie ein Schiller'sches Gedicht deklamirt, nie vielleicht auch nur sein Name genannt, ja vor denen geflüstert und ängstlich alles Derartige verborgen wurde, das lehrt die tägliche Erfahrung. — Die Liebespaare sind in den Schiller'schen Dramen das ästhetisch am wenigsten Interessante, sie könnten fast ohne Eintrag für's Ganze z. B. in Wallenstein, in Wilhelm Tell wegfallen; dieses Moment tritt auch in der Jungfrau von Orleans, in der Maria Stuart nur sehr bescheiden und für den Leser ungefährlich auf, und selbst, wo in ihm der Knoten liegt, der nur durch eine Katastrophe sich löst, wie in der Braut von Messina, steht es doch streng unter dem sittlichen Gesetz; eine Luise Miller aber, eine Leonore, eine

Amalia sind so schwärmerische, ätherische Figuren, daß keine jugendliche Phantasie wohl durch sie verdorben werden kann; sie widerstreben jeder Uebertragung ihrer Rolle auf irgend ein Individuum von Fleisch und Blut. — Und wie geringfügig erscheinen diese Beigaben gegenüber den dem geschichtlichen Material, das in Wallenstein, in der Jungfrau, in Maria Stuart, in Don Carlos in solch großartiger Lebendigkeit vor dem Blicke sich ausbreitet! Welch ein ganz anderes Interesse wird der Jüngling an diesen weltgeschichtlichen Personen nehmen, wie sie ihm der Dichter vorführt, als wie sie ihn sein vielleicht trockenes Compendium oder sein Lehrer in fahlen Notizen kennen lehrt! Daß die Poesie mit der geschichtlichen Wahrheit nach ihrer Licenz umgeht, also z. B. die Jungfrau von Orleans nicht verbrannt wird, sondern eines ehrenvollen Todes stirbt, daß Don Carlos in Wirklichkeit nicht die Theilnahme verdient hat, die wir im Drama ihm schenken, das ist auch für die Jugend kein Uebel; denn während sie durch den geschichtlichen Unterricht Wahrheit und Dichtung unterscheiden lernt, lernt sie am Drama die geschichtlichen Personen sich lebendig vorstellen, sie werden ihr mehr als bloße Namen, sie werden ihr Charaktere, werden lebensvolle Gestalten, deren inneres und äußeres Leben sie miterlebt. So lehrt sie der Dichter an den wenigen Beispielen, die er selbst darbietet, alle historischen Persönlichkeiten statt bloß mit dem Gedächtniß zugleich mit der Phantasie und dem Herzen anschauen und auffassen.

Mit Obigem sind wir jedoch an der Hauptklippe auf unsrem Wege noch nicht vorbeigesegelt. Es ist bereits zu Anfang gesagt worden, Schiller habe vielmehr in der antiken Welt als im Christenthum gewurzelt. Wer das entkräften wollte, dem würde man alsbald jenes Gedicht entgegenhalten, das schon nach seinem Erscheinen (1788) einen Anstoß erregte, welchem F. L. Stolberg (der nachher katholisch wurde) in einem Aufsatz im Deutschen Museum (August 1788) den herbsten Ausdruck gab, — „die Götter Griechenlands.“ Wie Schiller persönlich zum Christenthum stand, das berührt uns hier weniger, daher wir auch der Mühe uns völlig überhoben achten, aus einzelnen seiner Aussprüche etwas zusammenzuflicken, was ihn vor dem Vorwurfe nicht nur der Heterodoxie, sondern des Atheismus schützen könnte. Und ist es vollkommen klar, daß, was er in jenem Gedicht zu Ungunsten des Christenthums sagt, gerade das Christenthum gar nicht trifft, sondern den lebernen Deismus, zu dem im vorigen Jahrhundert Philosophen und Theologen das Christenthum abgeschwächt haben. Wäre ihm dasselbe in einer lebensvolleren Gestalt in der Kirche,

in der Theologie und Philosophie entgegengetreten, er hätte erkennen müssen, daß, was er dem heitern Griechenthum zum Ruhme nachsagt, in einer noch viel reineren, edleren Gestalt im Christenthum gegeben ist; daß auch jetzt keineswegs die Welt "entwachsen ihrem Gängelbände sich durch eigenes Schweben hält," daß auch das Christenthum keine "entgötterte Natur" kennt, die "fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre knechtisch nur dem Gesetz der Schwere dient" — wir singen: die Himmel erzählen die Ehre Gottes! Auch auf christlichem Boden tritt "kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden;" wenn im Heidenthum "eine Fackel senkt der Genius", so senkt unser Genius, der auferstandene Lebensfürst, seine Fackel nicht, sondern läßt da gerade sein hellstes Licht leuchten, wo es Nacht wird auf Erden. Und daß Schiller das Christenthum seiner Zeit, wie es von englischen Deisten, von französischen Materialisten und deutschen Rationalisten zugerichtet war, nicht verwechselte mit dem Christenthum selbst, das beweist seine vom Elternhaus mitgebrachte Liebe zur Bibel; daß er die Sprache derselben lieber hörte, als die der Theologen seiner Zeit, beweist sein Verlangen, daß bei seiner Trauung (s. Schwab, Schs. Leben S. 395) das alte Formular "mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde" genommen werden soll, wenn das auch zunächst aus Rücksicht für seine Schwiegermutter geschah. Man wird freilich sagen, es gab doch auch Theologen, die nicht jener deistischen Richtung verfallen waren; Schiller'n als Württemberger konnte Bengel, Detinger u. A. nicht unbekannt sein. Ob er sie gekannt, wissen wir nicht; aber wer wollte leugnen, daß auch bei diesen Männern das Christenthum eine persönliche, individuelle Färbung angenommen hat, die es z. B. unter Luthers Händen und in Luthers Herzen nicht hatte? Daß aber ein Mann von einerseits so hoher poetischer Gabe und andererseits von so scharfem, reflektirendem Verstande in Bengels Apokalypstik oder Detingers Theosophie sich hätte einheimisch machen und dort das Remedium gegen die Zeittheologie suchen sollen, wäre eine wunderliche Zumuthung, die man nur bei aller Mißkennung des psychologisch Möglichen machen könnte. Daß ein Mann von Schillers Geschmack auch nicht durch eine Theologie, wie die des Hauptpastor Göze in Hamburg, und ebenso wenig durch Lavaters Gefühlchristenthum angezogen wurde, finden wir ebenfalls erklärlich. Mit alle dem wird aber die Thatsache nicht aufgehoben, daß in Schiller nicht das Christenthum seine poetische Verherrlichung gefunden hat, daß seine ganze Gedankenrichtung eine antike ist. Auf ihn paßt auch, was Nietzsche (in einer Predigt, 1. Ausw. S. 139) sagt: "Ganze Reihen der edelsten

Künstler sind an dem nahen Heiligthum vorübergegangen und in der Gemeinde Gottes singt man ihre Lieder nicht, denn es sind nicht die neuen (Ps. 33, 3.), sie gehören dem Alterthum an" (nämlich in dem Sinne, in dem, wie schon Augustin in einer Predigt über denselben Text ausgeführt hat, die neuen Lieder zu singen nur dem Menschen möglich ist, der in Christo eine neue Creatur geworden). Und bei W. Löhe fanden wir jüngst (Epistelpredigten S. 134, zu Kol. 3, 16.) die folgende Aeußerung: "Die Literatur, die Poesie der römischen und griechischen Heiden konnte ich schätzen, wie Naturprodukte eines schönen Landes, wie schönste Früchte und Leistungen der Völker, die Gott ferne von den Testamenten der Verheißung ihre eigenen Wege gehen ließ. Dagegen die weltliche Literatur und Poesie der Deutschen in ihrer theils gänzlichen Entfernung von Christo Jesu, theils aber lauen und halben Zuehr, vermochte ich je länger je weniger zu loben, am allerwenigsten aber als Bildungsmittel unserer Jugend zu empfehlen." Gewiß, auch wir empfinden es schmerzlich, daß unsre beiden größten Dichter (denn von der Nothe, die den Mangel an Geist durch Frivolität ersetzen will, ist natürlich hier gar die Rede nicht) dem Leben der Kirche in ihren Dichtungen so ferne geblieben sind; es thut uns wehe, daß z. B. im Lied von der Glocke gerade ihr Hauptzweck, die Gemeinde zum Gottesdienst zu rufen, nur sehr leicht berührt und auch da nur ein formelles Moment, die Eintracht, der herzinnige Verein genannt ist. Es ist gewiß zu bedauern, daß sich für uns der religiöse Ernst und das heitere Spiel der Erholung für Leib und Seele so scharf getrennt haben, während für den Griechen beides noch eins, im Grund auch im Mittelalter beides noch ungeschieden war. Das ist der Ernst, womit der Protestantismus Weltliches und Geistliches einander gegenüberstellt, — ein Gegensatz, den sofort innerhalb des Protestantismus der Pietismus einerseits und alle rationalistischen Richtungen andererseits noch mehr verschärft haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wünsche eines Schulfreundes.*)

(Aus dem bern. Oberland.)

Zur Pflanzung eines bessern Geistes für das Schulwesen wird auch vorgeschlagen, die amtlichen Schulsynoden nicht ausschließlich aus Lehrern, sondern in einem ähnlichen Verhältniß, wie bei den Kirchensynoden, aus Lehrern und Vertretern der Schulkreise und Schulkommissionen gemischt

*) Schluß des in Nr. 7 aus Versehen in die „Schul-Chronik“ genommenen Artikels.